



UNIVERSITÄT
ERFURT

LEHRSTUHL FÜR FUNDAMENTALTHEOLOGIE
UND RELIGIONSWISSENSCHAFT

KATHOLISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT
Prof. Dr. Michael Gabel

Katholisch-Theologische Fakultät - PF 90 02 21, 99105 Erfurt

Domstraße 10 – 99084 Erfurt

Albertus Magnus – Festrede

Nachbarschaftlich Glauben.
Migration - Minderheit – Mission.
Phänomenologische Anmerkungen
zum Forschungsprojekt der Fakultät

von Michael Gabel,
Ichtershausen,
15.11.2007

Als die erste katholische Kirche, die nach dem Krieg auf dem Gebiet der DDR gebaut und geweiht wurde, ein halbes Jahrhundert später ihr 50-jähriges Kirchweihjubiläum beging, musste sich die zugehörige Kirchgemeinde der Frage stellen, wie sie sich zur eigenen Zukunft verhalten wolle.¹

Damit sah sich die Kirchgemeinde *vor dieselbe Frage* gestellt, die 50 Jahre früher vor der Erbauergeneration stand. In den letzten Kriegs- und Nachkriegsjahren fanden sich diese nach wahrhaften Odysseen als Umsiedler, Flüchtlinge und Vertriebene zufällig angestrandet vor Ort. Per Notverordnungen wurden sie bei den Einheimischen einquartiert, wussten meist nicht, wie es um das Schicksal ihrer Familien bestellt war, und standen vor der Frage: *wie es weitergehen soll?* Ihre Antwort war der Kirchbau, eine Notkirche unter dürftigsten Bedingungen.

Als *Migranten* inmitten der einheimischen, von Herkunft her protestantisch geprägten Bevölkerung eine *Minderheit* bildend, gaben sie mit dem Kirchbau in aller Öffentlichkeit die Antwort: *es geht weiter, auch wenn man nicht weiß, wie.* Die vom Glauben getragene Selbstermutigung war zugleich ein missionarisches Zeugnis christlicher Existenz. Dieses Zeugnis wurde durchaus wahrgenommen. Die einheimische Bevölkerung beeindruckte die Bereitschaft der katholischen Migranten, zuerst das Gotteshaus zu bauen und für eigene Unterkünfte später zu sorgen. So mancher gestandene evangelische Pastor hoffte in seinem Herzen, die eigene Gemeinde möge sich an den Fremden ein Beispiel nehmen.

Ein halbes Jahrhundert später stellt sich heute diesen Gemeinden mit ihren Kirchbaujubiläen dieselbe Frage wie am Anfang. Angesichts dramatisch abnehmender Mitgliederzahlen, fehlender örtlicher Präsenz des Klerus und angesichts von Stellenplänen, die einen Um- und Rückbau der Pfarreienlandschaft vorsehen, stellt sich die Frage nach der eigenen Zukunft mit Wucht.

Unter veränderten Bedingungen – dem Ende der SED-Diktatur und der mit ihr verbundenen ideologischen Diaspora, dem Ende des Kalten Krieges und nach der Erlangung der Deutschen Einheit – finden sich die Gemeinden wieder in einer Situation aus Migration, Minderheit und – der Frage eben, ob sie eine missionarische Zuversicht entfalten können im Blick auf ihre Zukunft.

Die gleiche Frage, die gleiche Antwort?

Solange das Gemeindeleben weitergeht, scheinen sich rein äußerlich die Antwort damals und die Antwort heute zu gleichen. Als gläubige Christen haben wir Hoffnung und wollen bleiben. Tatsächlich aber unterscheidet sich die Situation in einem grundlegenden Aspekt. Die missionarische Zuversicht gründet nicht mehr in einer selbstverständlichen, sich von der Rettung aus Krieg und Hunger herleitenden gläubigen Zuversicht, sie gründet in einer zögernden Zuversicht, deren erstes Ziel nicht ist, dass sich einstellt, was sie erhofft, sondern dass sie nicht ganz erlischt. In Festreden zum erwähnten Kirchweihjubiläum wurde dieser Wandel mit dem Leitwort umschrieben: Die Gründergeneration, die ihre Heimat verloren hatte, baute die Kirche als Signal und Zeichen, das der Glaube Heimat gibt, heute brauchen wir den Kirchbau als Mahnmal und Zeichen, dass der Glaube Heimat findet.

¹ Es handelt sich um die katholische Kirche St. Marien (Mariä Himmelfahrt) in Ichttershausen. Die Kirchweihe fand am 16. Oktober 1949 durch den Fuldaer Bischof Bolte statt.

Offensichtlich haben sich in diesen 50 Jahren beträchtliche Veränderungen ergeben. Zum einen sind aus den Notgemeinden beständige und stabile Gebilde geworden. Die Kirche im Osten Deutschlands hat sich neu organisiert, kirchliche und karitative Strukturen dem Wandel angepasst und Heimat ermöglicht. Nicht zuletzt wurde mit dem Priesterseminar, dem Alumnat und der Theologischen Fakultät ein starkes und erfolgreiches Instrument der Zukunftssicherung geschaffen. Die Gemeinden haben gelernt, sich in der konkreten Umwelt zu halten und eigenes Leben zu entfalten. Sie haben dabei auch die nachbarschaftliche Hilfe der unmittelbaren Umwelt und die grenzübergreifende kirchliche Zusammenarbeit schätzen gelernt. Im wiedervereinten Deutschland mit demokratisch verfasster Gesellschaft haben sie auf kommunaler und Länderebene die Öffnung zur Gesellschaft hin gewagt und mit dem Zuzug von Katholiken aus den westlichen Bundesländern an Ausdrucksmöglichkeiten gewonnen.

Parallel zu dieser Aufbauarbeit hat sich aber der Migrationsprozess in immer neuen Stufen fortgesetzt. Die Gemeinden umfassen oft nur noch einen Bruchteil des Bestandes von 1950. Durch die in der DDR immer stärker werdende ideologische Unterdrückung hat sich die Minderheitensituation zur Ghettobildung hin manifestiert, die nur ansatzweise überwunden ist. Durch unterschiedlich motivierte Anlässe sind gerade die Jungen und Beweglichen fortgezogen. Andere haben sich der Umgebung angepasst, die christliche Gestaltung ihres Lebens und der Erziehung ihrer Kinder aufgegeben. Die Folge sind überalterte Gemeinden, denen vor allem Kinder, Jugendliche und junge Familien fehlen. Glaube ist nicht mehr selbstverständliche Ressource im Überlebenskampf, Glaube ist ein entlegenes Gut geworden, das nur mühsam in seinem Bestand gesichert werden kann.

Zwei Fragen sind in dieser Situation von großer Bedeutung. Wie lässt sich die ambivalente Entwicklung erklären und verstehen? Und worauf sollen wir bei der Bewahrung und Wiedererlangung eines missionarisch zuversichtlichen Glaubens setzen? Beide Fragen sind Ausdruck einer noch tiefer liegenden Frage: Welche Botschaft enthält diese Situation in heilsgeschichtlicher Hinsicht?

1. Umschreibung des Forschungsvorhabens

Die Theologische Fakultät, der die Päpstliche Kongregation für das Bildungswesen ins Stammbuch geschrieben hat, „die katholische Theologie in der Kultur dieser Region in geeigneter Weise zu stärken und die Botschaft des Evangeliums zu verbreiten“ (Pilvousek, Theologische Ausbildung, 256), stellt sich mit ihrem Forschungsprogramm „Migration - Minderheit – Mission. Katholizismus im öffentlichen Raum Mittel- und Ostdeutschlands“ diesen Fragen. Es liegt in der Natur der Sache, dass hierbei vor allem die ostdeutsche Diaspora im Blick ist und nicht die wenigen katholischen Gebiete Ostdeutschlands.

Mein Vortrag erhebt nicht den Anspruch, Ergebnisse zu referieren oder gar diese Fragen abschließend oder doch wenigstens in Teilen zu beantworten. Es gilt nicht, die Früchte in die Scheuer zu fahren, noch nicht einmal das Feld grundlegend zu bestellen, das Land muss erst vermessen werden. Ich will einige Linien aufzeigen, denen entlang sich das Geschick der katholischen Kirche Ostdeutschlands in den letzten Jahrzehnten verfolgen lässt, Linien, die zugleich andeuten, worin die Herausforderungen der kommenden Zeit bestehen werden.

Ternar

Migration, Minderheit und Mission, diese drei Eigenschaften prägten den überragenden Anteil der jungen katholischen Gemeinden Ostdeutschlands nach dem zweiten Weltkrieg. Sie

prägen ihn auch heute und es steht zu erwarten, dass dies – freilich in immer neuer Gestalt – auch künftig der Fall sein wird. Gegen jede metaphysische oder erwählungstheologische Verklärung ist davon auszugehen, dass es sich bei diesen drei Eigenschaften einer kirchlichen Situation um eine Konstellation handelt, die sich schlicht aus der geschichtlichen Situation ergeben hat. Dennoch ist es bei aller geschichtlichen Kontingenz ihres Eintretens nicht ausreichend, die drei Faktoren nur als historisch zufällige, unterschiedliche und disparat auftretende Eigenschaften einer kirchlichen Situation zu begreifen. Meine Vermutung ist vielmehr, dass diese Eigenschaften, wenn sie denn in geschichtlicher Kontingenz eintreffen, eine konkrete Dreierkonstellation bilden, einen inneren Zusammenhang mit gegenseitiger Wechselwirkung. Um in der Tradition des Nikolaus von Kues oder einige Jahrhunderte später in der Tradition Franz von Baders zu sprechen: *Migration, Minderheit, Mission bilden in einer kontingenten geschichtlichen Situation einen Ternar², eine konkrete Gestaltform, die jedes einzelne der drei Elemente in der Weise des inneren Zusammengehörens und wechselseitigen Sich Beeinflussens prägt und bestimmt.*

Diese These ist zunächst eine Annahme, für die viele Beobachtungen einen guten Grund bilden. Sie bedarf der vielfältigen Verifizierung durch detaillierte Forschung. Je begründeter sich dieser Ternar in der historischen Forschung herausstellen wird, desto stärker wird er seinerseits Perspektiven ermöglichen, die das künftige Handeln und Leben der Ortskirche in diesem Raum vorzeichnen.

Die drei Leitworte stellen bereits in sich eine wichtige Strukturierung des Forschungsvorhabens der Fakultät dar. Zugleich bringen alle drei das Eingebundensein des Glaubens von Christen in konkrete gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Konstellationen mit einem beträchtlichen Veränderungspotential zum Ausdruck. Weil der Glaube eingebunden ist in geschichtliche Migrationsprozesse, weil er in der Situation einer Minderheit zu leben und deshalb aus ihm auferlegten Bedingungen heraus missionarisch zu bezeugen ist, unterliegt er selbst Veränderung und trägt bei zur Veränderung seiner Umwelt.

Um solche Veränderungspotentiale im sozialen und kulturellen Miteinander zu erfassen, hat sich im Rahmen des Interdisziplinären Forums Religion, in dem die theologische Fakultät gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern der Universität Fragen zur Religion bearbeitet, das Forschungsprojekt „Nachbarschaft“ herausgebildet. Nachbarschaft ist uns als Erfahrungsbegriff der Alltagswelt wohl vertraut. Die Vertrautheit enthält die Mahnung, sich um gute Nachbarschaft zu sorgen und schwierigen Nachbarn aus dem Weg zu gehen. Die Alltäglichkeit des Begriffs gemahnt, von ihm jede Verklärungstendenz einer universalen Geschwisterlichkeit fern zu halten. Genau aus dieser realistischen Gewichtung ist es forschungsstrategisch aussichtsreich, sich sein heuristisches Potential zu erschließen.

² **Ternar** nennt F. BAADER ein Dreieiniges, eine Dreiheit, z.B. die von Gott (s. d.) als »genitor, genitus, Spiritus« (WW. I, 226) In uns ist ein Ternar von Geist, Seele, Leib. »Wir werden uns selbst nur mittelst eines in uns erzeugten Gedankens, als innerer Selbstfortpflanzung bewußt, und dasselbe Gedankenbild vermittelt unlegbar zugleich unser Selbstbewußtsein, wie unsere nach außen gehende Tätigkeit. Die das Bewußtsein begründende Wurzel tritt nie selbst in das Bewußtsein. Ebenso ist's bei Gott. In seinem Bilde sich neufindend oder entdeckend, freut sich Gott ewig von neuem dieses seines Fundes und vermag sich in dieser Freude nicht enge oder inne zu halten, sondern breitet sich verherrlichend in ihr aus. Oder: Sich selbst verzehrend in der Zeugung des Sohnes, kehrt Gott als Geist wieder vom Gezeugten in sich zurück, im Sohne mit Wohlgefallen ruhend und doch wirksam oder schöpferisch tätig von ihm ausgehend. In dieser Freude des Sich-selbst-findenden, d.h. empfindenden Lebens läßt sich der hier angezeigte Quaternar nachweisen: Drei sind hervorgebracht: Sohn, Geist und Welt, und einer nicht hervorgebracht: der Vater« (Üb. d. Urternar 1816. vgl. Gott).
[Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Geschichte der Philosophie, S. 18920
(vgl. Eisler-Begriffe Bd. 2, S. 497)

Nachbarschaft

Die Grundidee der Nachbarschaft besteht in der Gestaltung der Grenze zwischen benachbarten Anwohnern. *Die Grenze ist Abgrenzung und Angrenzung zugleich.* Als Abgrenzung ist sie Sorge um das Eigene im Schutz gegen die Gefährdung des Fremden. Als Angrenzung ist die Grenze ebenfalls Ausdruck der Sorge um das Eigene, nun aber im Willkommensgruß, der Hilfe und der Bereicherung, die das Eigene durch den Nachbarn erfahren kann, wenn man es denn selbst und der Nachbar so wollen. Immer geht es in der Nachbarschaft um das Gelingen und die Bewahrung des Eigenen, aber es geschieht in Absonderung und Öffnung zugleich. Aus unterschiedlichsten Gründen kann es zur einseitigen Vorherrschaft der Bereitschaft zur Öffnung füreinander oder zur ebenso einseitigen Vorherrschaft des Zwanges zur Absonderung kommen. Zur zeitlichen Dynamik der Nachbarschaft gehört, dass jederzeit die eine oder die andere Form die Oberhand gewinnen kann. Nie gibt es eine Bestandsgarantie gelungener guter Nachbarschaft, nie aber muss Nachbarschaft für immer als so zerrüttet angesehen werden, dass der Anfang zu einer erneuten Öffnung füreinander von vornherein aussichtslos würde.

Nachbarschaft gewinnt an Komplexität, wenn sie in der Vielfalt ihrer Formen wahrgenommen wird. Die Grenze kann nämlich in unterschiedlicher Gestalt auftreten. Sie ist einmal Grenze zwischen Anwohnern innerhalb einer gemeinsamen größeren Bezugsgemeinschaft. In diesem Fall bestehen zwischen dem jeweils Eigenen der Nachbarn zahlreiche Gemeinsamkeiten, was die Öffnung füreinander erleichtert und die Absonderung schmerzlicher macht. Die Grenze zwischen individuellen Nachbarn kann aber zugleich die Grenze zwischen größeren sozialen Bezugsgemeinschaften sein, was das jeweils Eigene der Nachbarn schärfer trennt. Der Zwang zur Absonderung ist in diesem Fall größer und er ist vielschichtiger, die Bereitschaft zur Öffnung verlangt wesentlich größere Anstrengung und bedarf sehr differenzierter Ausdrucksformen. Je nachdem, ob die größeren sozialen Bezugsgemeinschaften ethnisch-nationaler, landsmannschaftlicher, weltanschaulicher, konfessioneller oder religionsgemeinschaftlicher Art sind, variiert die Gestalt der Grenze und bringt unterschiedliche Formen der Nachbarschaft mit sich. Nachbarschaft stellt somit ein dynamisches Relationsmodell komplexer Formen menschlicher Gemeinschaft dar.

Der Ternar der drei Leitbegriffe Migration, Minderheit, Mission, die die konkrete geschichtliche Verortung katholischer Kirche in der ostdeutschen Diaspora beschreiben, bildet gemeinsam mit dem heuristischen Begriff der Nachbarschaft, der ihr Wandlungspotential innerhalb dieser Verortung sichtbar machen soll, einen *elliptischen Forschungsrahmen*. Das soll mit der Skizzierung einzelner Schwerpunkte im Folgenden grob umrissen werden.

2. Skizzierung einzelner Schwerpunkte

Migration

„Die katholische Kirche in den neuen Bundesländern ist so, wie sie sich heute darstellt, durch verschiedene Migrationen entstanden.“ (Pilvousek, Flüchtlinge, 1993, S. 22) Mit diesen Worten kennzeichnete vor einigen Jahren Josef Pilvousek sein zeitgeschichtliches Forschungsprojekt.

Wenn 1949, zum Zeitpunkt der Teilung Deutschlands, mit 2,7 Millionen Katholiken die katholische Kirche in der SBZ ihren Vorkriegsbestand durch die Flüchtlinge und Vertriebenen fast verdreifacht hat, ist Migration kein beiläufiges Ereignis dieser Ortskirche, sondern ihr Wesensmerkmal.

Wenn bis 1961 von diesen Katholiken mehr als eine Million in den Westen flüchteten und sich danach ihre Zahl bis zur Deutschen Einheit noch einmal um fast eine Million reduzierte, und auf den Vorkriegsbestand gesunken ist, dann ist Migration ein *dauerhaftes Wesensmerkmal*.

Noch mehr gibt zu denken, dass die seit der Erlangung der Deutschen Einheit einsetzende Mobilität eine starke Ost-West-Richtung hat, die trotz der gleichzeitig einsetzenden West-Ost-Mobilität zur weiteren Reduzierung der Zahl der Katholiken führt. Da bis heute vor allem die jungen, aufstiegswilligen Leute auf der Suche nach Lehrstellen, Arbeitsplätzen und Aufstiegsmöglichkeiten fortziehen, verstärkt sich über den fehlenden Nachwuchs das Absinken der Katholikenzahl noch einmal. Vor allem im ländlichen Gebiet ist dieser Schwund mit dem Zurückbleiben einzelner Alter in den Dörfern mit Händen zu greifen.

Die katholische Kirche Ostdeutschlands ist und bleibt sowohl in ihrem Wachstum wie in ihrem Schwund eine Kirche der Migration.

Ein Blick auf die Gründe der Migration ist ebenfalls aufschlussreich. Der wichtigste Grund war historisch bedingter Zwang. Man musste vor der Front fliehen, wurde aus der Heimat vertrieben, später war die ideologische Repression Grund zur Flucht.

Was auffällt, ist der Umstand, dass bis heute von den albraumartigen Umständen von Flucht und Vertreibung kaum gesprochen wird. Der Film „Die Flucht“ hat hier zu einer vorsichtigen Öffnung eines Deckels geführt, wobei die heute zugängliche Erinnerung fast nur noch die Erinnerung aus Kinder- und Jugendperspektive ist.

Andere Migrationsgründe waren die Sehnsucht nach Familienzusammenführung oder landsmannschaftlicher Verbundenheit. Heute ist es vor allem der Wunsch nach besseren wirtschaftlichen Verhältnissen und Berufschancen. Der West-Ost-Zuzug von Katholiken ist in erster Linie im Aufbau neuer staatlicher, wirtschaftlicher, bildungspolitischer und kultureller Strukturen motiviert.

Die Gründe für die Migration waren und sind demnach ein ganzes Motivbündel. Nie war die Frage nach dem Glauben und einer dem Glauben gemäßen Alltagskultur der vorherrschende Grund zum Kommen, Bleiben oder Gehen. Für die Bestimmung des Charakters der katholischen Kirche in Ostdeutschland ist das von großer Bedeutung. Anders als z. B. die pietistisch religiös motivierte Einwanderung in die USA ist die Migration der Katholiken Ostdeutschlands eine polyvalente Migrationsbewegung, bei der die eigentlich religiösen Motive nicht vorherrschend sind. Das prägt auch die innere Spannung der entstehenden Minderheitensituation und das aus in dieser Situation resultierende Missionsbewusstsein.

An den Erinnerungen der Alten wird das schnell deutlich. Das Gemeindeleben war ihnen ein wichtiger Ort des Erlebens und Erhaltens der alten Heimatkontakte und Lebensweisen. Gerühmt wurde noch Jahrzehnte später die Versammlung zu den Gottesdiensten, aber ebenso der Pflaumenkuchen, der anschließend verzehrt wurde.

Angesichts der Tatsache einer polyvalenten Migrationsbewegung hat sich das Forschungsprojekt neben der Erhellung der vielschichtigen Aspekte der Migration deshalb mit der theologischen Frage auseinanderzusetzen, in welcher Form dem migrationsbedingten Entstehen und Aufblühen, aber auch der Erschütterung und dem Rückgang der katholischen Kirche Ostdeutschlands eine heilgeschichtliche Bedeutung zugemessen werden kann. Die Polyvalenz der Migrationsgründe scheint mir eine kurzschlüssige Identifikation der geschichtlichen Umstän-

de mit dem Heilswillen Gottes auszuschließen. Eine verantwortete theologische Deutung sollte eher bei geschichtstheologischen Einsichten der Bibel ansetzen wie der alttestamentlichen Josefsgeschichte nach dem Motto: Gott schreibt auch auf krummen Zeilen gerade.

Vom dauerhaften Migrationscharakter ausgehend hält Josef Pilvousek für die katholische Kirche Ostdeutschlands als stets aktuelle und bis heute nicht abgeschlossene Frage fest: „Flucht oder Bleiben“ (Ebd. 23).

Das Spannungspotential dieser Frage lässt sich mit der Struktur der Nachbarschaft ausloten. Georg Simmel hat 1908 in seinem „Exkurs über den Fremden“ definiert: „Der Wanderer, der heute kommt und morgen bleibt“ ist der „Fremde“ (Simmel, Soziologie 764). In seinem Bleiben bleibt er der „potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“ (Ebd.).

Die Migration macht die ankommenden und sich niederlassenden Katholiken zu Nachbarn der eingesessenen Bevölkerung. Aber sie sind fremde Nachbarn. Das bedeutet: Auch wenn es in einer signifikant anderen Weise geschieht, die Fremden haben Anteil am Eigenen, das die Eingesessenen durch Abgrenzung und Angrenzung erhalten und entfalten wollen. Das gilt auch für die Akzeptanz katholischen Gemeindelebens durch die protestantische Umgebung. Natürlich spielen auch andere Lebensbereiche, in denen die Vertriebenen als die Fremden Heimat suchen, eine große Rolle: Siedlungsraum, Lebensmittelbeschaffung, Arbeitsbeschaffung, Beteiligung an kommunaler Selbstverwaltung und politischer Gestaltung. Und die angekommenen Katholiken haben, solange sie blieben, trotz ihrer potentiellen Wanderschaft diese Formen der Integration aufgegriffen. Um es im Bild zu sagen: die Katholiken ließen es nicht bei der Brauchtumpflege des Pflaumenkuchens bewenden, sie lernten auch Thüringer Klöße und Bratwurst schätzen.

Neben den dringlichen Forschungsfragen zur Aufarbeitung der Beheimatung der Vertriebenen als fremde Nachbarn im größeren Umfeld möchte ich noch auf einen innerkatholischen Aspekt aufmerksam machen.

Die entstehenden Kirchgemeinden stellten ja Sammlungsorte ganz unterschiedlicher Flüchtlings- und Vertriebenenströme dar. Das bedeutete, auch die Gemeindemitglieder waren in dem, was sie von ihrer Herkunft und ihrem Brauchtum her als katholisch betrachteten, innerhalb der Gemeinde Fremde und als Fremde Nachbarn. Eine der größten Integrationsleistungen der jungen Gemeinden bestand in der Überwindung des abgrenzenden Charakters von einander fremdem katholischem Brauchtum hin zu einer gegenseitigen Bereicherung in Lebens- und Glaubensfragen. Hier wird deutlich, wie religiös motivierte Nachbarschaft zu umfassenderen Nachbarschaftskonstellationen aufbrechen kann. Es zeigt sich eine Universalisierungstendenz, die Max Weber in der Bewegung vom Nachbarn zum Nächsten beschrieben hat. (Vgl. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, 1980, S. 351).

Für die Formen der Gemeindebildung unter pluralen Gesellschaftsbedingungen sollten die Wege und Methoden zur Heimatbildung, die in den frühen Jahren in Jugend- und Erwachseneneseelsorge gegangen worden sind, in ihrem exemplarischen Charakter untersucht und herausgestellt werden. Die integrierende Funktion tätiger Gemeindegarbeit zeigte sich damals in der Beteiligung aller Generationen am Kirchbau und der Schaffung von Gemeindestrukturen, sie zeigt sich *heute* in den ehrenamtlichen Arbeitsfeldern der Kirchgemeinden. Diese Tätigkeiten, ob sie nun in den innerkirchlichen Binnenraum wirken oder zur Gestaltung der außer-

gemeindlichen Nachbarschaft durch Mitarbeit am Aufbau und Erhalt der säkularen Ortsgemeinde und deren politischen und kulturellen Institutionen beitragen, sind in ihrem Integrationspotential hervorzuheben.

Minderheit

Als fremde Nachbarn stehen die Katholiken Ostdeutschlands in der latenten Bereitschaft des Kommens und Gehens. Dass die latente Bereitschaft in langen Zeiträumen nicht durch Assimilation, durch tiefer wachsende Nachbarschaft in Heirat und Wirtschaft, gesunken ist, liegt an der Situation der Katholiken als Minderheit.

Als Vertriebene spezifischer landsmannschaftlicher Herkunft bildeten die Katholiken in der neuen Umgebung zunächst eine natürliche Minderheit. Insofern aber mit dieser Herkunft auch ihre katholische Konfessionalität verbunden war, bildeten sie über die natürliche Minderheit hinaus eine konfessionelle Minderheit. In diesem Umstand liegt ein Paradox. *Ob sich die Vertriebenen katholischer Konfession in die Gesellschaft integrierten oder nicht, sie bildeten eine konfessionell wahrnehmbare Minderheit.* Mit der wenig später von der Partei- und Staatsführung betriebenen atheistischen Uniformierung der DDR-Gesellschaft wurde dieser Minderheitenstatus um ein Vielfaches verschärft.

Das Verhältnis von Minderheiten zu Mehrheiten ist spannungsreich. Der Charakter des Fremden gewinnt an abgrenzender Schärfe und man wird zu Entscheidungen gezwungen. Entweder vertritt man aus einer starken Binnenorientierung heraus den Minderheitenstatus vor der Mehrheit, oder man sucht den Konflikten auszuweichen, oder man gibt die Minderheitenposition auf.

Insofern der konfessionelle Minderheitenstatus dem Einzelnen als Hindernis des natürlichen Strebens nach Beheimatung im neuen Lebensfeld erscheinen konnte, geraten beide in einen verhängnisvollen Zirkel. Im Bestreben, dem landsmannschaftlichen Minderheitenstatus durch Assimilation zu entweichen, stellte sich die Frage, ob auch die Konfessionszugehörigkeit aufgegeben werden müsse. Oder aber die Frage entstand, ob man nicht gerade um der Bewahrung der Konfession willen das gerade erst anfänglich angenommene Lebensfeld wieder verlassen und weiter gen Westen ziehen sollte.

An der komplexen Natur des Minderheitenstatus der Katholiken der DDR wird deutlich, dass die theologische Bestimmung der ostdeutschen Situation als Diaspora nur differenziert erfolgen kann. Das ostdeutsche Diasporachristentum ist nicht durch Jahrhunderte gewachsen, man ist jäh hineingestoßen worden. Man kann nachempfinden, wenn Gläubige dieser Situation aus dem Weg gehen wollten, und man lernt die Entschiedenheit achten, mit der vor allem die ersten Generationen ihrer katholischen Herkunft treu geblieben sind.

Außerhalb des kirchlich-theologischen Kontextes erweist sich die Minderheitenproblematik immer stärker als gesellschaftliches Problem, welches von verschiedenen kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen bearbeitet wird. Zwischen beiden Bereichen bestehen Zusammenhänge. Es ist ein wichtiger Schritt, wenn die Erfurter Ordinariatsangestellte Annetta Beck mit ihrem Dissertationsprojekt „Christ sein können. Religiöse Kompetenz in der katholischen Diaspora Ostdeutschlands“ den Versuch unternimmt, von Fragestellungen anderer Wissenschaften her die Situation und Zukunftschancen der katholischen Kirche Ostdeutschlands zu prüfen.

Darüber hinaus ist für die theologische Fakultät der im Rahmen der Nachbarschaftsforschung im Interdisziplinären Forum Religion eröffnete Diskurs zwischen Kulturwissenschaften und Theologie der geeignete Ort, diese wechselseitigen Forschungsinteressen aufzugreifen und sie für die Katholizismusforschung der Theologischen Fakultät fruchtbar zu machen.

An der Minderheitensituation ist schließlich ein Aspekt für die Zukunftsaussichten relevant, der von der Bestimmung der ostdeutschen Katholiken als migrante „Fremde“ her aufleuchtet. *Als migrante und zugleich konfessionelle Minderheit sind die Katholiken in Ostdeutschland „doppelte Fremde“*. Der Status der „Fremde“ hat Auswirkungen auf das Verhältnis der Konfessionen zueinander. Gemeinsam getragene Fremde verstärkt Ökumene, die „doppelte Fremde“ wird zum Bewährungsfeld der Ökumene. Das gilt es zu zeigen.

Die gemeinsame „Fremde“ beider christlichen Kirchen wird in der Entwicklung der DDR-Gesellschaft zur Konfessionslosigkeit hin deutlich. Mit der Herausbildung der atheistischen Prägung der DDR-Gesellschaft gerieten beide Konfessionen in eine Minderheitensituation. Mit dem Untergang der DDR wandelte sich die Minderheitensituation von einer ideologische Diaspora zu einem wenigstens teilweise entideologisierten Gegenüber von Christen und Konfessionslosen. Die Minderheitensituation ist für beide Konfessionen geblieben.

Nun hat die Situation der Fremde, in die sich beide Kirchen gleichermaßen gestoßen fühlten, eine Welle der ökumenischen Brüderlichkeit hervorgerufen. Der Fremdheit in der Gesellschaft entsprach der ökumenische Frühling. Angesichts der gemeinsamen Abgrenzung von der Ideologie wuchs das Bewusstsein, dass Konfessionsgrenzen weniger ab-, als angrenzen. Große Hoffnungspotentiale wurden geweckt. Von diesen Erfahrungen der Brüderlichkeit leben wir noch heute und setzen sie von Ort zu Ort fort. Manche wünschen sich endgültige Schritte und beklagen deren Ausbleiben. Eine vertiefte Sicht der Nachbarschaft erweist das Bleiben einer Grenze zwischen den Konfessionen keineswegs als Absonderung, sondern lässt erkennen, dass die Grenze eine Form respektvoller Anerkennung der je anderen Traditionen sein kann.

Aber unübersehbar hat sich zwischen beiden Kirchen ein bitterer Ton eingeschlichen. Zum einen ist es die Enttäuschung über ausbleibende weitere ökumenische Schritte. Sicher lassen sich weltkirchliche Gründe angeben, die ich hier außer acht lasse. Wichtiger ist mir in diesem Zusammenhang, dass es im Osten Deutschlands regionale Gründe gibt, die die Situation der Ökumene noch einmal in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Beide Kirchen sind in der konfessionslosen Gesellschaft Fremde, sie sind es aber nicht in gleicher Weise. Die Katholiken sind eben *„doppelte Fremde“*. Auch wenn die meisten Mitbürger den Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Kirche nicht benennen können, im Verhältnis der Konfessionslosen zu beiden Kirchen herrscht keinesfalls Äquidistanz. Katholische Kirche ist nach wie vor die „Kirche der Fremden“. Zumindest auf dem Land wird diese Zuschreibung offen auch nach 60 Jahren und selbst dann noch vorgenommen, wenn die Eingesessenen bereits in der zweiten oder dritten Generation nicht mehr getauft sind. Offensichtlich bewahrt so etwas wie das kulturelle Langzeitgedächtnis die Erinnerung an die Zugehörigkeit zur vormals herrschenden Landeskirche auf. Konfessionslose besitzen eine differenzierte Langzeithaltung gegenüber beiden Kirchen. Diese ist nicht unbedingt identisch mit den aktuellen Interessen und Begegnungssituationen mit den Kirchen. Eine offene und sympathische Nähe Konfessionsloser etwa zu einer katholischen Gemeinde ist nicht von selbst als tiefer gehende und langfristige Bindungsabsicht zu interpretieren. Wer katholische Versamm-

lungen ansprechend findet, wird sich möglicherweise längerfristig dennoch für die kirchlichen Traditionen seiner Familienherkunft entscheiden.

Die Ungleichheit beider Konfessionen in der Fremde ist kein Argument gegen Ökumene. Im Sinn der Nachbarschaftsforschung besagt doppelte Fremde lediglich, dass die Weise der Zugehörigkeit der Katholischen Kirche zur Gesellschaft in Ostdeutschland noch einmal anders ist als die der evangelischen Kirche. Aber es ist Zugehörigkeit. Irritationen ergeben sich, wenn der Eindruck entsteht, dass diese Differenzen übersprungen werden.

Die Frage nach dem angemessenen Weg eines selbstverständlichen Lebens der Katholiken als Minderheit in der doppelten Fremde stellen aber heißt, die Mission anzusprechen.

Mission

Ich möchte an dieser Stelle keine Missionstheologie entwerfen. Welche theologischen Implikationen hiermit verbunden sind, übergehe ich und verweise stattdessen auf die zum Forschungsprojekt der Fakultät gehörende Ringvorlesung des Kollegiums im Sommersemester 2008. Nur soviel: Wenn hier von Mission die Rede ist, dann in der doppelten Richtung nach innen als Stärkung und Wiederbelebung des Glaubens der Getauften und nach außen als Evangelisierung der Konfessionslosen.

Missionarisch Kirche sein, heißt für die katholische Kirche im Osten Deutschlands, bewusst und entschieden ihre Sendung in der doppelten Fremde anzunehmen und zu vollziehen. Welche Konsequenzen hat das für die Erwartungen an Mission? Wenn wir einmal von einer gelingenden Mission im großen Maßstab träumen, dann erfüllt mich angesichts der These des ungleichen Abstandes der Konfessionslosen zu den beiden Kirchen die bange Vermutung, als katholische Kirche in diesem Landstrich werden wir am Erfolg nicht in gleicher Weise partizipieren.

Und ich frage mich, ob das schlimm ist.

Hans Joas hat in einem seiner jüngsten Aufsätze ein anderes Szenario gemalt und daraus eine Forderung abgeleitet. Er meint, dass das in unserer Gesellschaft zunehmende Interesse an Religion unter Ausblendung konfessioneller Unterschiede erfolgt und er leitet daraus ab, die Kirchen sollten danach streben, die konfessionellen Unterschiede in ihrem Handeln zu untergewichten. (Vgl. Hans Joas, Die Zukunft des Christentums, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 52 (2007) Heft 8, 976-984, 983). In der Tat, träfe die Sicht einer langfristigen Entkonfessionalisierung des Christentums zu, wäre die Situation der doppelten Fremde bald beendet und wir wären gemeinsam Profiteure der Mission. Ich teile aber angesichts meiner Erfahrung mit den Menschen hier diese Sicht nicht. Dennoch enthält seine Folgerung einen wichtigen Fingerzeig.

Für eine gelingende Mission an Konfessionslosen müssen die konfessionellen Prägungen der Kirchen in ihre ursprüngliche Funktion *re-integriert* werden. In dieser dienen sie dem Auftrag, Christus zu verkündigen.

Um es in der Terminologie der Nachbarschaft zu sagen: Im Sinn guter Nachbarschaft haben sich die Kirchen zunächst auf ihr innerstes Eigenes zu beziehen, die Berufung zur Verkündigung Christi und die Vermittlung der Begegnung mit seiner Person. In dieser Reintegration werden sie entdecken, dass ihre Grenzen zueinander zuerst angrenzenden und nicht abgrenzenden Charakter haben. Die Kirchen werden in dieser Reintegration erfahren, dass Nachbarschaft des Glaubens eine sich universalisierende Kooperation und Solidarität in der Sorge um die Verkündigung Christi meint, die das Eigene nicht verflacht, sondern achtet und garantiert.

Sollte man vielleicht sagen dürfen: In der Perspektive einer gelingenden Umkehr und Begegnung mit der lebendigen Person Christi selbst kann jede Kirche den Missionserfolg der anderen Kirche gelassen anerkennen. Denn wer zu Christus findet, findet auch zu seiner Kirche.

Damit ist als erste missionarische Aufgabe der Kirche das Streben nach ihrer personalen Mitte genannt. Die Theologie dient diesem Ziel, wenn sie an der Wiedergewinnung des personalen und dialogischen Charakters der Offenbarung und der kirchlichen Strukturen arbeitet.

Das zweite missionarische Ziel ist das unbedingte Streben, bei den Menschen dieser Gesellschaft zu sein. Das aber heißt für die katholische Kirche, das seit 60 Jahren begonnene Leben inmitten der ostdeutschen Gesellschaft unbeirrt fortzusetzen. Migration und Minderheit erweisen sich in dieser Einwurzelung nicht nur als historisches Schicksal, sondern als missionarische Sendung. Wenn zutrifft, dass die Gesellschaft heute mehr und mehr mit Migrations- und Integrationsproblemen zu kämpfen hat, dann sind die Erfahrungen unserer Gemeinden ein kostbarer Schatz im Umgang mit diesen Aufgaben.

Der letzte Grund für die Bejahung der Präsenz katholischer Kirche in dieser Gesellschaft ist jedoch ein theologischer. Um des eigenen Kircheseins willen hat die Kirche dort zu sein, wo ihr Haupt ist. Ihr Haupt aber ist als „Lumen gentium“ (Vat II, LG 1) immer schon bei den Menschen dieser Gesellschaft. In seiner Sendung zeigt sich die Mitte der Offenbarung: Gott, der mit uns ist. Die in Jesus Christus vermittelte heilsame Gegenwart Gottes gilt es für die Kirche in den seelsorgerischen Bemühungen ebenso wie in der theologischen Anstrengung mit allen Menschen gemeinsam zu entdecken: Jesus hat Gott gebracht. (Vgl. Josef Ratzinger, Jesus von Nazareth, 2007)

Vielleicht erweist sich an dieser Stelle, dass die ambivalente Entwicklung der katholischen Kirche im Osten Deutschlands zwischen Bleiben und Gehen am Ende doch der Weg ihrer Sendung zu den Menschen ist. Dann wäre die Antwort auf die Frage nach dem Ort, wo sie die Quelle ihrer Lebens- und Zeugniskraft finden kann, ihre Geschichte und ihre Stellung in diesem Land.

Wie hat die eingangs erwähnte Kirchgemeinde mit dem ersten katholischen Kirchneubau auf dem Gebiet der DDR die Frage nach ihrer Zukunft bei ihrem 50-jährigen Jubiläum beantwortet?

Wie ihre Gründer war die Gemeinde bereit, im Gottvertrauen auf ihre Zukunft zu setzen, auch wenn niemand deren Aussehen kennt. Wie ihre Gründer wollten sie dieser Überzeugung mit einem öffentlichen Zeichen Ausdruck geben. Ein glaubwürdiges Zeichen würde es nur dann sein, wenn es eine Investition ist, die sich nicht im Kosten-Nutzen-Kalkül erschöpft. Deshalb entschied sich die Gemeinde für eine künstlerische Gestaltung ihrer Kirche, die das Vertrauen auf Zukunft ausdrücken soll.

Die hierfür gewonnene, kirchlich nicht gebundene Künstlerin fand heraus, dass als einziges glaubhaftes Zeichen der Offenheit der Gemeinde für das Kommende nur die aus Migration und Minderheit bestehende Geschichte der Gemeinde selbst in Frage kommt. Denn hier haben sie trotz aller Ab- und Umbrüche Glauben und Heimat gefunden. Um dieses Zeichen gleichermaßen Gläubigen wie Menschen, die sich in der Kirche nicht auskennen, zugänglich zu machen, schuf sie es als „Gewebtes Labyrinth“. Ungetaufte Nachbarn, die in diesem Werk die Linien und Wege sahen, die irgendwo abbrechen und anderswo neu beginnen, die zugleich die leuchtenden Mitte sahen, die über alle Brüche hinweg zusammenführt, formulierten die Botschaft des Werkes so: Es geht weiter! Da kommt noch was!